

Die Bedeutung von ‘Bedeutung’ in der semitischen Derivation

The meaning of ‘meaning’ in the Semitic derivation

Joaquín Sanmartín – Universidad de Barcelona-IPOA
Instituto del Próximo Oriente Antiguo, Gran Vía, 585, 08007 Barcelona (Spain)

“Quidquid recipitur, ad modum recipientis recipitur”

[Die Derivation als eine Art der Wortbildung ist im Semitischen höchst produktiv. Charakteristisch für diese Konstruktion sind die Wechselbeziehungen zwischen drei morphologischen Größen: Stamm, Basis und Thema (Etymon, Root, Pattern). Dagegen sind Kernmorpheme (auch *unmotivated* bzw. *primary nouns* genannt) Ableitungsbasen, die nur sequentiell - durch Verkettung mit affigierten (Wortbildungs- und) Flexionselementen - erweitert werden. Sie bestehen sozusagen aus einem einzigen morphologischen „Atom“. Gefragt wird in diesem Beitrag, (1) ob und inwiefern die mentale Repräsentation von morphologisch komplexen Gebilden auch als semantisch komplex zu gelten haben, so dass wir auf der metasprachlichen Ebene mit quasi-molekularen Verbindungen von semantischen „Atomen“ rechnen müssen, oder, im Gegenteil, (2) ob die Wörter transparent sind, so dass etwas, was keine semantische Konstituente zu haben scheint tatsächlich auch keine hat. In diese Kontroverse sollten die neueren kognitiven Studien über den Ursprung von „Bedeutung“ und „Grammatik“ und über die Schnittstellen Morphologie / Semantik / Syntax hizugezogen werden.]

Keywords: Morphologie, Derivation, Lexikalische Semantik, Semantik.

[Derivation is a most effective procedure of word formation in the Semitic languages, where complex morphemes are built through the combination or interdigitation of three morphological atoms (*stems, bases, themes*). On the other hand, the so-called *unmotivated* or *primary nouns* are mono-atomic, impenetrable bases that can only be expanded through chaining with affixes and flexional elements. We ask in this paper (1) whether the mental representations of morphological complex formations should be viewed as semantically complex and consequently as constituted by quasimolecular combinations of semantic atoms or whether (2) words are transparent and so items that seem not show semantic constituents actually do not have them. In this discussion should also be taken into account the newest cognitive studies on ‘meaning’ and ‘grammar’.]

Keywords: Morphology, derivation, lexical semantics, semantics.

Die Derivation oder Ableitung als eine Art der Wortbildung ist im Semitischen höchst produktiv. Charakteristisch für diese Konstruktion sind die Wechselbeziehungen zwischen drei morphologischen Größen: Stamm, Basis und Thema (*etymon, root, pattern*). So gesehen sind die durch Derivation „gewonnenen“ Wortformen komplexe sprachliche Zeichen, die in mehrere morphologische „Atome“ (Basen, Themen) zerlegt werden können. Dagegen sind Kernmorpheme (auch *unmotivated* bzw. *primary nouns* genannt) Ableitungsbasen, die nur sequentiell —durch Verkettung mit affigierten (Wortbildungs- und) Flexionselementen— erweitert werden. Sie bestehen sozusagen aus einem einzigen morphologischen „Atom“.

Gefragt wird in diesem Beitrag, ob und inwiefern die mentale Repräsentation von morphologisch komplexen Gebilden auch als semantisch komplex zu gelten haben, so dass wir auf der metasprachlichen Ebene mit quasi-molekularen Verbindungen von semantischen „Atomen“ rechnen müssen (*semantic primitives*, Wierzbicka 1996). Oder, im Gegenteil, ob die Wörter transparent sind, so dass etwas, was keine semantische Konstituente zu haben scheint (wie z. B. „Wagen“, „Berater“, „erreichen“), tatsächlich auch keine hat (Hinzen 2007).

Die hier skizzierte Frage ist lediglich ein Nebenaspekt eines umfangreicheren Problems: Das der Beziehungen zwischen Morphologie, Semantik und Syntax, und deren jeweiligen Schnittstellen (*interfaces*). Um sich dem Problem, wenn nicht gleich seiner Lösung, zu nähern, sollte man sich zuerst einige Gedanken zur Rolle der „Bedeutung“ in der Geschichte der Sprachwissenschaft machen. Man kann mit dem Wort „Bedeutung“ vieles meinen. Egal jedoch, was man unter „Bedeutung“ versteht, sie scheint in der Entwicklung unserer Disziplin eine sekundäre Rolle gespielt zu haben. Die synchrone Sprachwissenschaft wurde zuerst auf der Ebene des „Ausdrucks“ entwickelt, nicht auf der Ebene der „Bedeutung“. Der eindeutigste Zeuge dieser Verschiebung zugunsten des „Ausdrucks“ unter Benachteiligung der „Bedeutung“ ist mit Sicherheit Trubetzkoy. Jedoch selbst Bloomfield hat schon beizeiten die „Bedeutungsebene“, also die Inhaltsebene, aus dem Studium ausgeklammert. In seinem programmatischen Werk „*Language*“¹ schreibt Bloomfield, dass die „Bedeutung“ nichts objektiv Belegbares sei, denn, so er wörtlich,

In order to give a scientifically accurate definition of meaning for every form of a language, we should have to have a scientifically accurate knowledge of everything in the speaker's world. The actual extent of human knowledge is very small, compared to this. (ebda. S. 139).

Als hauptamtlicher Lexikograph muß ich mit einigem Schrecken feststellen, dass sich dabei offensichtlich nur auf die *lexikalische Bedeutung* bezog. Er war klug und einsichtig genug, um nicht „das Kind samt dem Badewasser auszuschütten“. Vorsichtig klammerte er die so genannte *grammatische Bedeutung* aus, die er durchaus als Gegenstand der linguistischen Beschreibung ansah. Allerdings fiel eine solche *grammatische Bedeutung* recht mager aus: Sie war zu einer Reihe unscharf definierter „classes“ (oder „class meanings“) geschrumpft. Das war noch etwas. Die *lexikalische Bedeutung*, jedoch, war für Bloomfield als Gegenstand der Linguistik absolut undenkbar.

Manche linguistische Richtungen scheinen seit jeher einen regelrechten Horror vor Inhalten, Bedeutungen und Bedeutungsinhalten zu haben. Sie ziehen vor, sich mit „Daten“, mit dem angeblich Vorgegebenen zu beschäftigen, mit alldem also, was man feststellen kann ohne Introspektion.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fing man an, auch in Amerika aber vor allem in Europa, die funktionelle Seite der Sprache mit in die linguistischen Untersuchungen einzubeziehen. Unter der Vorherrschaft der Syntax, wurden die grammatischen Funktionen jeweils als Klassenfunktionen interpretiert, die durch unbegrenzte Listen von Elementen ausgefüllt werden konnten. Dabei stellte sich

1. New York ¹1933, London ²1935.

bald allerdings heraus, dass sich nicht in allen Fällen eine scharfe Grenze zwischen dem Lexikalischen und dem Grammatischen ziehen liess.

Abhilfe erhoffte man sich von der strukturellen Semantik. Ihre Aufgabe sah man darin, Ordnung auf der lexikalischen Seite zu schaffen. Die strukturelle Semantik sollte eine Methode entwickeln, die die unbegrenzten Listen des Lexikons nicht als formloses Konglomerat, sondern als begrenzbare, sogar als begrenzte Strukturen erschienen ließen.

Folgende Frage sollte man –denke ich– vor allen anderen aufwerfen, wenn man die Frage der Struktur des Wortschatzes erörtern will: Ist die Bedeutungsebene ebenso klar strukturiert wie die morphologische Ebene?

Nehmen wir ein paar Beispiele an. Die deutschen Ableitungen

Heft → *heften*

und

Buch → *buchen*

sind formal gleich gebaut. Die Beziehung zwischen Wurzel bzw. Basis und abgeleitetem Wort ist in beiden Fällen verschieden, trotz der Anwendung desselben Morphems *-en*. Solche Fälle können haufenweise in allen Sprachen belegt werden, die den Prozeß der Derivation kennen. Man denke an *cameriere*, *cavalliere* und *ragioniere* und die verschiedenen Beziehungen des Suffixes *-iere* zu *camera*, *cavallo* und *ragione*.

Oder, wenn man sich mit Semitisten unterhält, an Akk. *maškanum* „Stätte“ (nomen loci) und *maqlûm* „Verbrennung“ (nomen actionis, beide maPaRaS-Themen), und an die Hebr. QōTīL-Themen *khn* |kōhín| „Priester“ und *šrb* |šōrīb| „Rabe“ (beide Primärmorpheme), gegen *ššr* |šōšīr| „Torhüter“ (denominiert aus *ššr* |šašar| „Tor“, Primärmorphem) und *yšb* |yōšīb| „sitzend“ (deverbiert, aus einer Basis |y-š-b|).

Sprachen sind ja, so scheint es, keine Nomenklaturen, die eine bereits gegliederte Wirklichkeit mit Namen belegen, die nach bestimmten vorgefertigten Schablonen gebildet werden. Es scheint vielmehr, dass die Wirklichkeit erst von der Sprache her und durch die Sprache gegliedert ist.

Der erste Schritt auf dem Weg zur Klärung der Beziehungen zwischen Form und Bedeutung, zwischen Vorgegebenem und Erkanntem, ist –meine ich– die Verringerung der Zahl der für eine Untersuchung in Frage kommenden Einheiten. Aus reinen morphologischen Gründen sollte man –im Semitischen aber auch in anderen Sprachbereichen– eine erste Unterscheidung machen zwischen primären, unmotivierten Wörtern und Sekundärwörtern, die als Ableitungen auf verbale Basen oder auf nominale Primärmorphemen zurückgeführt werden können.

Die reine Morphologie reicht jedoch nicht immer aus, um bestimmte Bedeutungsinhalte zu erklären. Wie kommt es, dass Primärmorpheme und offensichtlich abgeleitete Sekundärwörter oft dieselbe morphologische Oberfläche ausweisen, wie es oben bei den QōTīL-Bildungen *šrb* |šōrīb| „Rabe“ und *yšb* |yōšīb| „sitzend“ der Fall war? Das Problem ist in der Semitistik seit jeher bekannt. In Von Sodens *Grundriß der akkadischen Grammatik*² (GaG), zum Beispiel, finden sich unter den maPRaS-Bildungen

Nomina loci et temporis; doch bei häufig gebrauchten Wörtern allerlei Bedeutungsnuancen. (# 56.b, S. 64).

Einige Seiten vorher bemerkte er:

2. AnOr 33/47, Rom 1969.

Für die Erkennung der den Bildungstypen entsprechenden Bedeutungsklassen fällt ferner erschwerend ins Gewicht, dass jedes einmal geprägte Wort dem Bedeutungswandel unterliegt, der es in seinen späteren Gebrauchsweisen nicht selten beträchtlich von seiner für den Bildungstyp maßgeblichen Grundbedeutung abführt. (GaG #53.b, S. 54).

Ohne Zweifel ist hier der Nebensatz „*bei häufig gebrauchten Wörtern*“ von immenser semantischer Bedeutung. Ebenso die Begriffe „*geprägtes Wort*“, „*Bedeutungswandel*“ und „*Gebrauchsweise*“. Von Sodens Bemerkungen sind bloß die philologisch-junggrammatische Vorderseite einer Medaille, deren Kehrseite, seit Wittgenstein, das Primat des Gebrauchs über die Norm betont.

Soll das alles, unter anderem, den Sieg der Diachronie über die Synchronie verkünden? Den Sieg des Werdens über die Struktur? Wozu sollen die Kapitel über „Nominalformen“, „Wurzelbildung“, „Bildungszusätzen“ und „Stammformen“ in unseren Grammatiken nutzen?

Wir sollten, glaube ich, das Problem der Relation Form / Inhalt sozusagen „dekonstruieren“. Wir alle können übereinstimmen darüber, dass die formale Komplexität eines Zeichens nicht unbedingt die Komplexität des Bezeichneten mit sich bringt: Man denke an solch „planetarische“ Logotype wie das von Coca-Cola, mit seinen acht dreifarbigem geschwungenen Buchstaben und seiner Aufforderung DRINK!, oder an die verwirrende Anhäufung von Keilen bei manchen sumerisch-babylonischen Syllabogrammen. Und umgekehrt: Sehr komplexe Bedeutungen können durch höchst einfache Zeichen wiedergegeben werden: Man denke hier an das christliche Kreuz oder an das Hakenkreuz der Nazis.³

Wir alle können auch übereinstimmen darüber, dass –zumindest in bestimmten Fällen– die „Kenntnis der Sache“ notwendig ist zum Verständnis der Bedeutung eines Wortes. Dies gilt vor allem für die Interpretation von Ableitungen, gerade im Semitischen, aber nicht nur dort. Es kann ja sein, dass die Bezeichnungsfunktion eines Wortes mehrdeutig ist, entweder aus Grund der inneren Möglichkeiten des Systems, oder weil die Bildung selbst mehrdeutige Elemente enthält. Die sprachliche oder kulturelle Kompetenz –die „Kenntnis der Sache“– läßt manche Bedeutungen ausscheiden. So ist zum Beispiel ein *Strassenhändler* nicht „jemand, der mit Strassen handelt“, sondern jemand, „der auf der Strasse Handel treibt“. Ein *carpentiere* hat mit der Herstellung von Holzmöbeln oder Bauten zu tun, aber ein *candeliere* stellt keine *candele* her. Für Semitisten, besonders Akkadisten: *rākibu*, gesagt von einem Jungtier, heißt „Bespringer“ und nicht „Fahrer“.

Erschwerend kommt hinzu, dass es nicht immer einfach ist zu bestimmen, was Primärmorphem ist und was das durch Ableitung gewonnene Derivat. Im Semitischen trifft das, zum Beispiel und vorwiegend, bei den monosyllabischen Themen der Reihen Qa/i/uTL. Die verbale Basis |m-l-k| z. B. muss nicht unbedingt als die morphologisch-semantische Quelle der zentralsemitischen Reihe **malk*, **milk*, **malik* usw. gelten. Vor allem die QaTL- / QiTL-Bildungen (**malk*, **milk*) könnten ebenso gut als Primärnomina gelten, die dann hier und dort verbal flektiert wurden und so als denominierte Basis, d. h. als diskontinuierliche Phonemensequenz |m-l-k| mit der verbalen Bedeutung „König sein, als König handeln“ usw. sich den Weg in das westsemitische Lexikon bahnten. Ähnlich stellt sich das Problem beim allgegenwärtigen zentralsemitischen **ʕabd* „Diener“ gegenüber der verbalen Basis |ʕ-b-d| dar, die „vollfunktionsfähig“ im II. Jahrtausend nur vielleicht akkadisiert in Emar und nominalisiert in Ugarit belegt ist. Dasselbe gilt zum Beispiel auch für altostsemitisch (Akk.) *bītum* „Haus“ gegenüber *biātum* „übernachten“ und für *mūtum* „Tod“ gegenüber *muātum* „sterben“.

So gesehen ist die Frage der Bedeutung bei der Derivation bzw. bei Primärmorphemen, im Semitischen und auch sonstwo, nur ein Aspekt der Frage der Schnittstellen (*interface*) zwischen Morphologie und Semantik. Die Beziehung ist aber aufs engsten mit der der Beziehungen zwischen

3. Hierzu siehe P. Sloterdijk, *Der ästhetische Imperativ*, Hamburg 2007, S. 162ff.

Morphologie und Syntax und zwischen Semantik und Syntax verflochten. Dabei scheint es so, als sei bei all den multipolaren Beziehungen die Syntax die höchste Instanz. Die Scholastik bekannte sich zum Axiom „*Quidquid recipitur, ad modum recipientis recipitur*“. Heute würden wir sagen: Der Geist ist nicht ein Instrument zur Repräsentation von Inhalten der externen Welt. Der Geist ist vielmehr ein System von autonomen, immanenten Formen, die als Syntax verkettet werden. Diese Formen oder kognitive Strukturen und ihre Verkettungen sind so, wie sie sind. Sie sind nicht besonders „gut“ oder besonders „schlecht“ für irgendwas; sie sind einfach funktionell geeignet, um uns auf dem Szenario der Evolution zu halten. Anders ausgedrückt: Jede Theorie über menschliche Referenz muß von unseren Begriffen ausgehen, nicht von der Welt. Der Ursprung von diesen Begriffen und Denkstrukturen bleibt momentan völlig unklar. Die Biolinguisten können schon manche Begriffe oder semantische Bedeutungen in bestimmten Gehirnzonen und sogar in einzelnen Neuronen *orten*, aber das ist alles. Wir wissen einfach noch nicht, *wieso* die elektrische Aktivität des Gehirns eben diese Begriffe produziert, und nicht etwa andere gänzlich verschiedene oder gar gegensätzliche zu ihnen.

Die Art und Weise, wie sich diese Begriffe verhalten ist sehr kontrovers. Nehmen wir zum Beispiel den Akk. Verbalsatz

ibašši ilu „Der Gott erweist sich als Seiend“.

Wir haben vor uns ein vollendetes Muster von semitischer Syntax, mit Subjekt und Prädikat. Diese syntaktische Einheit hat aber ein eigenes referenzielles Potential. Ihre Bedeutung, für den Sprecher, ist nicht etwa eine Art Mittelwert von *bašû* „sein“ und *ilu* „Gott“, oder eine Konjunktion *bašû + ilu* aus zwei Ereignissen: Das Ereignis *bašû* und das Ereignis *ilu*. Der Sprecher sieht es, im Gegenteil, als ein einheitliches, integriertes Ereignis. Wenn wir uns auf ein „Sein“ von einem „Gott“ beziehen, beziehen wir uns zuallererst auf ein *bašû* „Sein“, das unser Denken sozusagen begrifflich verankert. *Ilu* ist auch eine Referenz, aber nicht als eine Entität für sich, die zufällig mit dem Ereignis verbunden ist, neben ihm liegt oder dieses Ereignis modifiziert. Nein: Für den Sprecher ist *ilu*, in diesem Satz, vielmehr ein immanenter, wesentlicher Teil des Ereignisses; eben ein Teilnehmer dieses Ereignisses. Eben darum taugen Satzstrukturen allgemein zu individualisierten, unteilbaren Referenzen im Onomastikon. Nicht von ungefähr finden wir also die Wendung *ibassi?ilu(m)* als Personennamen in der babylonischen Dokumentation.⁴

Wir kommen jetzt zur Hauptfrage: Sind lexikalische Begriffe mit komplexer Morphologie auch semantisch komplex? Bei einem babylonischen Sprecher, ist die mentale Repräsentation von einem morphologisch komplexen Gebilde des Typs *narkabt*= „Wagen“ als eine Art lexikalischer Moleküle zu verstehen, bestehend aus den zwei Denk-Atomen, die sich unter den Morphemen $|1_R-2_K-3_B|$ und $|ma1-2a3|$ verstecken? Wenn ja: Wie prozessiert dieses babylonische Gehirn den morphologischen Unterschied zwischen der Sekundärwurzel *narkabt*=, dem Primärsubstantiv *ereqq*= „Lastwagen“ oder dem sumerisches Lehnwort *marturrû* „Kleinwagen“?

Interessanter, vielleicht, ist der Fall der sogenannten kausativen Verbalbildungen. Babylonisch haben wir für „töten“ mehrere beinahe synonyme Basen zur Verfügung: Genannt seien hier drei Infinitive. Zwei im G-Stamm: *dâku(m)* (AHw, S. 152; CAD D, S. 35ff.) und *nêru(m)* (AHw, S. 780f.; CAD N/2, S. 178ff.). Akk. *dâku(m)* ist die altostsemitische Version vom Sem. $|d-w-k|$ „zerstoßen“; *nêru(m)* ist seinerseits mit Sem. $|n-ḥ-r|$ „durchstechen“ verwandt. Alles deutet darauf hin, daß die gemeinsemitischen

4. Belegt wird dieser Typus alt- und mittelbabylonisch als *i-ba(-aš)-šî-AN*; siehe AHw, S. 113: *bašû(m)*; CAD B, S. 154 *sub bašû*; J.J. Stamm, *Die Akkadische Namengebung*, Leipzig 1939, S. 135, jeweils mit mehreren Varianten. Zum Wiederhall dieses Personennamens im Gottesname *Yhwh-?!* vgl. O. Loretz, „JAHWE und EL. Zu J. Ratzinger, Einführung in das Christentum“, *Bibel und Kirche* 24, 1969, 53–59.

Grundbedeutungen babylonisch kaum oder gar nicht wahrgenommen wurden. *Dāku(m)* bildete sogar, schon altbabylonisch, einen eigenen kausativen Stamm **šudūku(m)* „töten lassen“. Neben den erwähnten Verben *dāku(m)* und *nēru(m)* verfügt das Akkadische, wie gemeinsemitisch zu erwarten, über einen kausativen Stamm *šumūtu(m)* „töten“ aus einem Etymon |m-w-t| „sterben“ (AHw, S. 634f.: *mātu(m)*; CAD M/1, S. 421ff.: *mātu*).⁵

Wie gesagt, lexikographisch haben babylonisch *dāku(m)*, *nēru(m)* und *šumūtu(m)* als synonym zu gelten: Ihre lexikalische Bedeutung ist bei allen drei einfach „töten“. Morphologisch gesehen bilden sie jedoch zwei Familien: Während *dāku(m)* und *nēru(m)* nach dem G-Stamm flektiert werden, folgt *šumūtu(m)* den Regeln des kausativen Š-Sammes. Morphologisch gesehen ist der Š-Stamm *šumūtu(m)* „komplexer“ als die G-Stämme *dāku(m)* und *nēru(m)*. Soll *šumūtu(m)* eben darum⁶ als semantisch komplexer gelten? Sollen wir, sollte der babylonische Sprecher für den relativ höheren Komplexitätsgrad von *šumūtu(m)* gegenüber dem morphologisch einfacheren von *dāku(m)* und *nēru(m)* eine Antene haben, die beiden letzteren –*dāku(m)* und *nēru(m)* – bloß mir „töten“ übersetzen und das erstere (*šumūtu(m)*) etwa als „zu Tode bringen“ ([CAUSE TO DIE] oder noch [CAUSE TO BECOME DEAD]) verstehen?

Wohl kaum. Die vermeintliche innerliche Struktur der lexikalischen Begriffe ist opak, undurchsichtig, trotz der Komplexität der morphologischen Mechanismen der Ableitung. Das syntaktische Verhalten von *dāku(m)*, *nēru(m)* und *šumūtu(m)* ist gleich. Sie bilden drei syntaktische Einheiten, mit gleichwertigen Argumentkonstellationen. Daraus folgt, daß lexikalische Bedeutungen strikt aus den Strukturen herauszulesen sind, die von der Syntax geliefert werden. Die Transkription vermeintlicher semantischer Strukturen von komplex gebauten Morphemen mit Kapitalien –wie [CAUSE TO DIE], [CAUSE TO BECOME DEAD] usw.– sollte uns nicht täuschen: *šumūtu(m)* ist ein ‚Wort‘, nicht ein ‚Satz‘! Der Unterschied zwischen einem ‚Wort‘ (einer lexikalischen Einheit) und seiner lexikographischen Deskription bzw. komponentiellen Wiedergabe ist semantisch offensichtlich. Alles scheint darauf hinzuweisen, daß die semantische Interpretation dem Pentagramm der syntaktischen Form folgt. Die Schnittstelle Syntax / Semantik ist somit transparent. Dabei fällt der Morphologie eine Hilfsrolle zu, insofern sie den ersten Schlüssel zur Syntax liefert.

In Bezug auf Primärnomina oder abgeleitete Wörter, meint Transparenz, dass die Wortgrenzen bei der semantischen Interpretation eine wichtige Rolle spielen. Etwas, das keine innere semantische Konstituente zu haben scheint, wie zum Beispiel *narkabt*= „Wagen“, *mālik*= „Berater“ oder *kuššud*= „erreichen“, hat auch keine solche Konstituente, auch nicht quasi-versteckt, auf der vermeintlichen Ebene der semantischen Symbolisierung, Kapitalien hin oder Kapitalien her (Hinzen 2007).

Die Analyse der Komponenten bei der Derivationsmorphologie –sofern besagte Derivationsmorphologie als ein strukturelles System unabhängig von der Syntax gesehen wird– läßt uns im Unklaren, wieso ein gegebenes Element dabei überhaupt existiert, es sei denn, dieses Element spielt eine Rolle an der syntaktische Schnittstelle. Die Wörter nennen Begriffe auf eine strenge, sture, starre Art. Sie sind, für den Sprecher, wie lexikalische Atome. Die Spaltung eines solchen Atoms in sub-lexikalische Begriffe [„Seme“ wie KAUSATIV, INTENSIVE, REFLEXIVE, AGENTIVE, INDIZES von ZEIT-, ORT-, PFAD oder GERÄT und ähnliches] ist nicht Aufgabe der Semantik, sondern der deskriptiven Lexikographie.

Diese Kontroverse kann ohne die Hinzuziehung der neueren kognitiven Studien über den Ursprung von „Bedeutung“ und „Grammatik“ und über die Schnittstellen Morphologie / Semantik / Syntax nicht weiter geführt werden (Hurford 2007; Heine / Kuteva 2007). Ob das Denken vor dem Sprechen kommt

5. Die Frage, ob das Substantiv oder das Verb als primär zu gelten habe, lassen wir hier beiseite.

6. Etwa als Inhaber einer ‚internal structure [of] quotidian, middle-level concepts‘ (Fodor [/ Lepore] 1999, 2002), bzw. als bestehend aus ‚chunk[s] of conceptual structure‘ (bei Pinker / Jackendoff 2005; vgl. Jackendoff 1985, 2002.) Auf der metasprachlichen Ebene müßten wir dann mit quasi-molekularen Verbindungen von semantischen „Atomen“ rechnen („semantic primitives“, Wierzbicka, *passim* seit 1996.).

oder umgekehrt, es ist eine Frage, die seit Jahrzehnten in der psycholinguistischen Literatur diskutiert wird. Wie ich meine, sind die Ergebnisse nicht widersprüchlich, sondern komplementär. Auf die Frage: „Was kommt zuerst, das Denken oder das Sprechen?“ sollte man vielleicht gänzlich ohne Richtungspfeile antworten.

Hier und jetzt neige ich eher zu der Meinung, dass die Umformer oder Umwandler von Semantik und Syntax bidirektional operieren. Eine Semantik ohne eine Syntax, die sie unterstützt, ist sicher unmöglich. Egal was wir von einer semantischen Interpretation halten, sie ist systematisch abhängig von den syntaktischen Strukturen, die der Geist berechnen und verarbeiten kann. Semantik ist letztendlich Semantik der Syntax. Die syntaktische Strukturen können jedoch nicht "leer" operieren. Syntax ist immer auch eine Syntax der Semantik.

LITERATUR

- Fodor, J. (2002), *The Compositionality Papers: Jerry A. Fodor and Ernie Lepore*, Oxford.
Fodor, J. / Lepore, E. (1999), "Impossible words?", *Linguistic Inquiry* 30 (3): 445-452.
Heine, B. / Kuteva, T. (2007), *The Genesis of Grammar: A Reconstruction*, Oxford.
W. Hinzen, W. (2007), *An Essay on Names and Truth*, Oxford.
Hurford, J.R. (2007), *The Origins of Meaning: Language in the Light of Evolution*, Oxford.
Jackendoff, R.S. (1985), *Semantics and cognition*, Cambridge, Mass. [etc.].
----- (2002), *Foundations of Language*, Oxford.
Pinker, S. / Jackendoff, R.S. (2005) "What's special about the human language faculty?", *Cognition* 95: 201-263.
Wierzbicka, A., (1996), *Semantics: Primes and Universals*, Oxford.